

**Dioskuren.** Für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Theodor Mundt. Zweiter Band. Berlin, Weit u. C. 1837. gr. 8. VIII u. 392 S.

Die bunte Reihe größtentheils sehr ausgezeichnete Mittheilungen, welche uns der erste Band dieser nach freundlichem Gestirne benannten Zeitschrift darbot, ließ uns auch den zweiten mit den angenehmsten Erwartungen in die Hand nehmen, und wir haben uns darinn nicht getäuscht gefunden. Der wackere Herausgeber versteht es, einen Kreis vorzüglicher Schriftsteller um sich zu sammeln, und obgleich sein eigener Beitrag diesmal nur ein anscheinend geringer ist, so ziert und schließt er doch auch würdig das Ganze, dessen innerer Gehalt es uns zur Pflicht macht, länger dabei zu verweilen.

Gewidmet ist dieser Band dem Fürsten Pückler-Muskau und aufrichtig bekennen wir, daß wir in dem etwas geschraubten Höflichkeitston dieser Zueignung kaum den kräftig geraden Charakter des Herausgebers wieder erkannt hätten, wie es uns denn überhaupt befremdend vorkam, eine solche Sammlung fremder Mittheilungen mit einer Widmung versehen zu erblicken. Der treffliche Herausgeber nehme diese Bemerkung nur als ein Zeichen hin, wie wir so gern an ihm alles im Einklange wüßten.

Barnhagen von Ense beginnt das Buch mit einer Schilderung seines Besuch bei Jean Paul Friedrich Richter am 23. u. 24. October 1808 in Baireuth. Auf die ansprechendste Art und Weise führt er uns in dessen Häuslichkeit ein, und wenn wir in Eckermanns Werke über Göthe uns an den unbefangenen Aeußerungen des Erstern erfreuen, so bietet sich hier Gleiches in Bezug auf den Dichter des Hesperus dar. Mit jeder Zeile erscheint er uns vertrauter und liebenswürdiger, und bemerkenswerth ist es, wie der so scharf ausgeprägte Geist seine Ansichten durch die Urtheile eines jungen Mannes, wie damals Barnhagen war, so leicht und ehrenvoll für beide umändern und bestimmen läßt. Merkwürdig ist besonders in diesem Bezug die Wendung ihres Gesprächs über Tieck, die wir hier als Probe mittheilen.

Von ernsthafter Art hingegen waren die Gespräche über Tieck, Friedrich und Wilhelm Schlegel, Bernhards, Schütz, mit Einem Wort, über die sogenannte romantische Schule. Jean Paul hatte dieselbe in seiner „Vorschule zur Aesthetik“ gleichsam anerkannt, allein aus bloßer Achtung für Talent und Geist; gegen den eigentlichen Kern jenes ganzen Zusammenhangs hegte er fortwährend das tiefste Widerstreben. Besonders gegen Tieck war seine Stimmung jetzt von manchen Seiten sehr aufgebracht. Er behauptete, Tieck habe eine ganze Gattung seines Komischen von Bernhards entlehnt, wie man deutlich aus den „Bambocciaden“ sehe, einen andern Theil habe er seinen, Jean Pauls, Schriften nachgebildet, wie er ihm selber einst eingestanden; dann habe er viel von Shakespear angenommen; sein Ernsthaftes und Rührendes aber sei theils aus alten Volksbüchern, theils — wie die schönsten Anklänge der „Genoveva“ — aus dem Maler Müller geschöpft; die Kunstempfindsamkeit in den „Phantasieen“ und im „Sternbald“ kam auf Rechnung Wackenroder's, und die äußerst komische Erzählung vom Schneider Lunelli sollte fast wörtlich aus einem alten Buche wiederabgedruckt sein. So kam es über Tieck hier fast zu einem ähnlichen concursus creditorum, wie die Schlegel im Athenäum muthwillig einen über Wieland eröffnet hatten. Allein ich mußte mich diesem doch sehr ungerechten und übereilten Verfahren entgegensetzen. Die Anklage wegen der Benutzung der Genoveva des Maler Müller sei, konnte ich mit Grund behaupten, von Tieck schon längst siegreich zurückgewiesen. Die Bambocciaden, so wußte ich von Bernhards selbst, gingen zwar unter dessen Namen, rührten aber dem besseren Theile nach von Tieck her. Die Nachbildung alter Stoffe, wandt' ich ferner ein, sei von jeher den Dichtern erlaubt gewesen; sie habe nie zum Vorwurfe gereichen können, sobald eine neue Schöpfung dabei statt finde, das letztere sei aber bei der Genoveva, dem Octavianus und vielen andern, ganz unläugbar. Schließlich konnte ich Bernhards Wort anführen, der in den Zeiten feindlicher Spannung einst mit edler Aufrichtigkeit mir das Bekenntniß abgelegt, er möge es bedenken wie er wolle, er möge sich fragen her und hin, immer bleibe er von der tiefen Wahrheit durchdrungen, immer

trete ihm neu die Ueberzeugung auf, daß von allen Anführern der romantischen Schule doch nur Tieck der wahrhaft geniale und der sei, von dem man sagen könne, er trage die Gottheit im Busen! Jean Paul wurde nachsinnend, es vergegenwärtigten sich ihm die Vorzüge, sein Herz neigte sich ohnehin lieber zum Anerkennen und Bewundern, und so geschah es bald, wie mir schon gestern mehrmals begegnet war, daß er bei ganz andern Ergebnissen anlangte, als der Beginn hatte erwarten lassen; die Mißstimmung mit allen ihren Gründen und Antrieben verschwand, und Tieck blieb uns ein Dichter, ein hoher und trefflicher!“ —

Karl Rosenkranz berührt in seinem Aufsatze über eine Gesamtausgabe der Kant'schen Schriften manches aus der neuesten Geschichte der Philosophie in Deutschland überhaupt und stellt dann für den genannten Zweck einen wohl durchdachten Plan auf.

Unter der Ueberschrift *Krakowiaken* theilt F. A. Märcker eine Auswahl von polnischen National-Liedchen aus dem 1835 in Prag erschienenen Werke in dieser Sprache, *Krakowiaky* mit, welche ein ganz eigenthümliches Colorit haben, und deren Uebersetzung durch die engumgränzten Reimzeilen sehr erschwert ward.

Dr. G. E. Guhrauer stellt Leibniz in Mainz, als Staatsmann und deutschen Schriftsteller auf, und giebt dabei zugleich auch ein treffliches Bild von dem Churfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, das allerdings nur Skizze ist, aber Veranlassung werden möge zu einer größern Arbeit für einen unserer ausgezeichneten Geschichtsforscher. Namentlich verbreitet sich der Verf. dieses schätzbaren Aufsatzes über Leibnizens „Bedenken, welchergestalt *Securitas publica interna et externa* und *status praesens* im Reich, jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen“ und macht uns dabei die Hoffnung, daß wir bald von ihm einer aus Handschriften vervollständigten Herausgabe der deutschen Schriften von Leibniz uns erfreuen werden, „worin er das Verhältniß Leibnizens zur deutschen Literatur aus der mannigfaltigen Beschaffenheit und dem Zusammenhange aller ihm zu Gebote stehenden Quellen zu erörtern Gelegenheit haben wird.“ Seite 74 ist der störende Druckfehler 1760 durch 1670 zu berichtigen.

In der Weise des *Patienbreviers* läßt nun Leopold Schefer einige Sprüche folgen, welche eben so sehr Gemüth und Geist anregen werden, als es jene größere Sammlung schon vielfach gethan hat und fortwährend thut.

Einschneidend und dadurch hie und da etwas scho-

nungslos, aber vielleicht eben um deswillen heilend, verfährt Herrmann Marggraff in seinem Tableau der deutschen Schaubühne, das heißt der jetzigen deutschen Schaubühne, von der er gleich S. 112 behauptet: „Sie ist, was eigentlich als Resultat, nicht Verderb, sondern Nachsatz meiner Betrachtungen seyn sollte, noch immer übel daran: und die Gründe, weshalb sie verdorben ist, und aus ihrer Verderbniß sich nicht retten kann, liegen nicht auf der Oberfläche, sie liegen nicht bloß in den Bühnendichtern, sondern auch in den Darstellenden, nicht bloß in den Darstellenden, sondern auch in der Verwaltung, nicht bloß in der Verwaltung, sondern auch im Publikum.“ Der Verf. beginnt nun mit der frühern Geschichte des deutschen Trauerspiels und geht dann auf Schiller und Göthe fort, von denen er sagt: „Den höchsten Glanz freilich errang unsre Bühne durch Schiller und Göthe! Beide haben uns dramatische Compositionen hinterlassen, welche, und zwar mit vollkommenem Recht, der Stolz der deutschen Nation, ja ein Theil unsrer Nationalität geworden und in unser eigen Fleisch und Blut übergegangen sind. Was aber die Bühne selbst betrifft, so lag in jenem Momente ihres höchst gesteigerten Lebens zugleich der Keim ihres Todes, in dieser unnatürlichen Anspannung aller Muskeln und Nerven der Grund der darauf folgenden Abspannung und die jetzt bis zur Ohnmacht depotenzirte Nervenschwäche: so daß, was unter Lessings kritischem Scepter mit Enthusiasmus, Keuschheit und Reinheit begonnen wurde, jetzt sich verfest fand mit Bleizucker, trüben Weimischungen, „Feuer von Barlappenmehl“ und Uebertreibungen und Auswüchsen aller Art und Gattung. Und es ist hier wohl auf den Umstand hinzuweisen, daß sich an Shakespeare unsre vortrefflichsten Dichter heranbildeten, daß aber an der milchreichen Brust des Götheschen oder Schiller'schen Dramas auch nicht ein Poet groß geworden ist, welcher in dem Bildungs- oder vielmehr Verbildungsgänge unsrer Schaubühne eine ergötzliche Rolle spielte. Mag nun das Resultat auch hauptsächlich in der schwächlichen Organisation ihrer Nachfolger beruhen — es ist einmal in dem Grade vorhanden, daß es schlimm, und schlimm, daß es vorhanden ist.“ Weiterhin werden Raupach und J. Werner, Körner, Uichtrich und Kuffenberg gewürdigt.

Vom deutschen Lustspiele behauptet er, „daß es durchaus keine Geschichte, keinen Ausgangs-, Stütz- und Endpunkt“ habe. Er verläßt es daher bald wieder und wendet sich von neuem zur Tragödie und kommt dabei abermals auf Raupach, den „Capitano unsrer Bühnenträgik“, wie er ihn S. 135 nennt, und wobei er nament-

lich das Unheil schildert, „welches aus den so leicht nachahmbaren Tanden Schillers erwachsen ist“. Fast belustigend, wenn nicht zugleich höchst bedauerlich, ist die Schilderung, welche der Verf. von den verschiedenen Experimenten macht, welche man seit 1830 angestellt habe, um das Publikum für die Bühne regsam zu erhalten, wobei er mit Recht rügt, wie man „den Pianist Thalberg ein Ereigniß genannt, und von dem Gliedermanne Klisch-nig behauptet habe, daß er einen Affen mit gewohnter Virtuosität darstelle“.

Bei Erwähnung der Rückkehr zu Iffland und Kogebue und der hervortretenden Erscheinung, „daß das Publikum für rein sittliche Productionen weit empfänglicher sey als nach Symptomen einer vollständigen Demoralisation, wie sie in den zwanziger Jahren, in der frivol-laxen und übersetzungsfeligen Periode Ungely's sich auf und vor der Bühne kundgaben“ zu erwarten gewesen, kommt er auch auf die Arbeiten der Verfasserin von Lüge und Wahrheit, und wir können es uns nicht versagen, was er darüber äußert, hier auszuführen.

„Der ernstlichen sittlichen Richtung Iffland's folgte die erlauchte Verfasserin mehrerer Lustspiele und Dramen, welche seit längerer Zeit den Hauptbestandtheil des Repertoires unserer norddeutschen Bühnen ausmachen; aber sie vermied mit einem feinen weiblichen Takt, (welcher in den Kreisen der höheren Gesellschaft sich gewöhnt hat, die Konflikte des Lebens auf eine zarte und verfühnliche Weise auszugleichen und überall auf eine schöne und künstlerische Ordnung und Ordentlichkeit bedacht zu sein), die allzuerb und plump einfallenden Ausbrüche jenes sittlichen Princips, welches bei Iffland häufig mehr schneidet und verlegt, als heilt und versöhnt, und immer mit einer bedeutenden Quantität von Menschenfeindlichkeit, Abgeschlossenheit oder amtmännischer und bäuerlicher Grobheit und Unbehilflichkeit versehen ist. Die Verfasserin der beliebten Dramen und Lustspiele „Lüge und Wahrheit“, „die Braut aus der Residenz“, „der Oheim“, „die Fürstenbraut“, „der Landwirth“, „der Bögling“ schreibt auf Wélin, wie Iffland auf Concept schrieb. Ihr ist wie allen edlen Frauen darum zu thun, daß Alles, was geschieht, wohl sich ziemt, und so ist eben das Schickliche und sich Beziemende, was freilich häufig etwas von dem bloß Ziemlichen hat, der Grundcharakter ihrer feinen weiblichen Arbeiten. Keine Masche läßt sie fallen, es sei denn, sie nimmt sie wieder auf; kein geniales Fleckchen und Zippelchen wird geduldet, es sei denn, sie tilgt es mit wohlriechendem Fleckwasser in weiblicher Behäbigkeit. Nichts darf am ungehörigen Orte liegen, nichts von dem gehörigen Orte verrückt wer-

den. Alles ist reinlich und sauber, glatt, blank und gediegen in diesem freundlichen Vorzimmer der Komik. Wir befinden uns immer in guter, ja gewählter, meist adliger Gesellschaft. Jeder Ausdruck wird beaufsichtigt und gewägt auf der Goldwage des Geschmacks und des höheren Conversationstons. Die Komik besteht hier nicht eben in Wit und Humor, sondern in gewissen Situationen, welche komische Verlegenheiten herbeiführen, in ähnlicher Weise wenigstens vorkommen können und somit einen größtmöglichen Schein von Wahrheit als charakteristisches Merkmal an sich tragen. Die geschmackvolle Ausarbeitung, der leichte, gewandte Dialog, die scharfe Begrenzung der Charaktere, die natürliche, gewissermaßen logische Folge der Scenen sind die nicht gewöhnlichen Vorzüge, wodurch die Bühnenstücke der erlauchten Dame sich auszeichnen.“ Auch was nun noch über Bauernfeld, Palm und besonders über Raymund gesagt wird, ist so gründlich, unbefangen und einfach ansprechend, daß wir uns ungern enthalten, es ebenfalls hier mitzutheilen und wenn der Verf. damit schließt, daß er den Bühnendirectionen ihren hohen Beruf ans Herz legt, so hat er eine Pflicht erfüllt, von der wir nur hoffen wollen, daß ihr die Erfüllung einer gleichen nachfolgen werde.

Ein anziehendes Charakterbild stellt Theodor Mügge in seiner Skizze, die Spanier in London auf. Es ist mit der Wärme und Lebendigkeit des Styls geschrieben, welche diesen Novellisten auszeichnen.

Einen noch höhern Zweck als den bloß literarischen hat M. Weit bei der Mittheilung einiger Legenden nach dem Talmud, im Auge, wie aus seinem Vorworte hervorgeht, und mit Vergnügen finden wir hier aus einem Werke, das in Controversen fast stets als ein sehr schädlich influirendes angezogen wird, Sprüche der Weisheit und Gaben des Gefühls, welche mit den Besten wetteifern können, was die orientalische Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat. Des zum Beweise stehe hier:

### Die Sendung Moses.

Moses II. 3. 1.

Die Brüder seufzten unter hartem Joch,  
Als in der Wüste Moses noch,  
Ein Hirt, landflüchtig und gering,  
Hinter der Erde Nitro's ging.  
Einst, als er seine Heerde überzählt,  
Da hat ein Böcklein ihm gefehlt,  
Und sich, recht aus dem dichtesten Haufen  
Ist es ihm feck davon gelaufen.

Er ruft ihm nach, es heim zu bringen,  
 Nicht Ruf, nicht List will ihm gelingen;  
 Nun eilet er in jähem Zorn  
 Dem Flüchtling nach durch Busch und Dorn.  
 So lief er, bis er nach Chiffnach kam,  
 Wo er das Rauschen eines Quells vernahm.  
 Hier stand das Bäcklein, müd' und matt,  
 Und trank sich an der Quelle satt,  
 Und Moses sprach: Das hatt' ich nicht bedacht,  
 Daß dich der Durst mir untreu hat gemacht!  
 Bist wohl recht müde? Und bei diesem Wort  
 Lud er es auf und trug es fort.  
 Da sprach der Herr: Du schonst der Heerde,  
 Die dir vertraut der Sohn der Erde;  
 So wahr du lebst, auch meine Heerd' ist dein,  
 Du sollst der Hüter meines Volkes sein!

Wir wollen das gelstreiche Räthsel nicht verrathen, welches E. Willkomm in seiner Novelle: des Knaben Liebe und Mißgeschick aufgegeben hat. Es ist so zart in das Ganze verwoben und die Leser begegnen darin einer ihnen allen so werthen und wohl auch vertrauten Person, daß sie mit wahrem Vergnügen dabei verweilen und dem Maler dieses freundlich wehmüthigen Bildes dafür danken werden.

Der Flüchtling, Novelle v. b. F. v. W. (eingesandt von Leopold Schefer) trägt die Kennzeichen einer weiblichen Hand, welche mit großer Geschicklichkeit die einfache Verwicklung anlegte und mit feiner Menschenkenntniß durchführte. Der Styl ist durchsichtig und klar, nirgends eine Härte und so tritt das glatte, aber deshalb nicht flache Gebilde auf recht angenehme Weise in's Leben.

Unter den Gedichten von Apollonius von Maltiz zeichnen sich besonders Guillotin aus, worin sowohl die Auffassung neu, als die Ausführung mit steigender Kraft gehalten ist. Wir sehen der Sammlung der Gedichte desselben mit Vergnügen entgegen.

Möchten wir etwas aus diesem Bande hinwegwün-

schen, so wäre es die Maske, eine Silhouette von Heinrich Laube. Es würde unbegreiflich seyn, wie ein so strenger und befähigter Richter wie Laube, sich erlauben könnte, Situationen zu schildern, wie Seite 368, welche wir bloß für Leser bezeichnen, unsre Leserinnen aber davor warnen wollen, wenn nicht leider die bisher übliche Ansicht von Sittlichkeit für eine gewisse Schule gänzlich veraltet, folglich verwerflich wäre, und sie aus Liebe zu den Gegensätzen auch hierbei sich darin gefiele. Ja, selbst von der Verletzung jedes Partgefühl's abgesehen ist, der ganze, hier mehr Gottlob nur angedeutete als ausgemalte, Vorgang so unwahrscheinlich, ja unmöglich für ein nicht bis zur schmachlichsten Tiefe herabgesunkenes weibliches Wesen, daß die darauf begründete Katastrophe damit von selbst hinwegfallen muß. Der Verf. nennt es eine Silhouette. Ja, sie ist schwarz genug!

Um so milder wird uns Th. Mundt's Skizze, Desirées Lebensstufen, der Schluß des Bandes, selbst in den Scenen des Leidens ansprechen. Es sind nur wenige Züge aus einem reichen Leben, aber charakteristische, und mit Meisterhand gezeichnete. Und somit glauben wir die Uebersicht dieser inhaltreichen Sammlung eben auch mit nichts Freundlicherem schließen zu können, als durch die letzten Worte, womit auch diese Skizze sich endet:

„Desirée küßte die Stirn ihres Knaben, faltete die Hände, und betete, wie sie noch nie gebetet hatte: Heiliger Gott, jetzt erst erkenne ich dich! In der Weite und Ferne hatte ich dich gesucht, im Schmerz und in der Freude um dich gebangt, und dich nicht gefunden. Und jetzt ist mir, als hielte ich dich an meiner Brust, und schaute dich an im Lächeln meines Kindes! Jetzt weiß ich, wie sehr du uns liebst und mehr als wir dich lieben können und es versuchen sollen. Im Wohlgefühl des Lebens bin ich selig festgehalten von den Erdenbanden und empfinde mich doch in deiner Hand und als ein Theil von dir, o Gott! Mir ist wohl und klar. Liebe mich ferner, mich und mein Kind, und ich werde mich frohlich in dem Genuß gehen lassen, von dir geliebt zu sein. Was kann mir noch widerfahren, als Liebe?“

Th. Hell.